Die Geschichte einer Frau.

Roman von Alfred Loret.

(12. Fortsetzung und Schluß.)

Das Unglück wollte, daß sie in der Tat dicht vor dem Einsteigen auf zwei Gutsbesitzer, Nachbarn von Westernhagen, stießen. Durch die Anstrengungen, die er machte, um möglichst unbefangen vorbeizukommen, wurde sie auf die Herren aufmerksam. Diese sahen ostentativ geradeaus und schritten ohne Gruß vorüber, während Rolf sich den Anschein gab, die Lokomotive zu betrachten. Jede Farbe war ihm aus dem Gesicht gewichen, und die Hände zuckten in nervöser Erregung.

Sie mußte sich zusammennehmen, um nicht laut loszuweinen, so schrecklich war ihr. Die Glieder drohten ihr den Dienst zu versagen.

Das merkte er nun wieder, und er erriet die Ursache, die dieser Schwächeanfall hatte. Er bedauerte, ihr wehe getan, ihre Selbstachtung verletzt zu haben, und suchte durch verdoppelte Fürsorge auszugleichen und gutzumachen.

Diese übermäßige, unnatürliche Rücksicht schmerzte sie aber erst recht, zeigte ihr aufs neue, daß sie abseits stand und daß nur seine Güte bestrebt war, sie das nicht empfinden zu lassen.

So spielten sie dauernd Versteck, verzehrten sich in Unrast und wagten sich nicht offen auszusprechen.

* * *

In Berlin, in ihrer bescheidenen, allerdings mehr für einen vorübergehenden Aufenthalt eingerichteten Behausung wurde das besser. Sie fanden zeitweise, wenn sie allein waren, sogar einen normalen Ton zueinander.

Sobald sie dagegen auf die Straße traten, sowie andere Personen in Sicht kommen konnten, die sie vielleicht von früher kannten, war das alte Leiden da. Schließlich war Marga nicht mehr zu bewegen, das Haus gemeinsam mit ihm zu verlassen, trotzdem Rolf sie dauernd zu überreden suchte und ihr vorhielt, daß sie sich Luft und Licht gönnen müsse, schon ihrer Gesundheit wegen. In dieser einen Beziehung blieb sie hartnäckig, obwohl sie im übrigen bestrebt war, alles zu vermeiden, was nicht seinen Wünschen entsprach. Ganz im Gegensatz zu einst schien sie nachgiebig, sanft und zartfühlend geworden zu sein.

Daß sie sich fortsehnte, blieb selbstverständlich, und er hatte auch die feste Absicht, die Brücken hinter sich abzubrechen. Unausgesetzt bemühte er sich, im Ausland eine zusagende Tätigkeit zu finden, und man hatte ihm, in der Nähe von Melbourne, bereits günstige Angebote gemacht. Immerhin ließ sich der Aufbruch nicht kurzerhand bewerkstelligen. Westernhagen war bei dem gerade herrschenden Mangel an flüssigem Geld schwieriger loszuschlagen, als er erwartet hatte, und andererseits mußte er sehr vorsichtig sein, da sie zur Begründung einer neuen Existenz vollkommen auf den Erlös aus dem Gut angewiesen waren.

Der Kommerzienrat hatte sich wirklich, obwohl der Prozeß für Marga glimpflich abgelaufen war, von ihr und seinem Schwiegersohn losgesagt. Für ihn, hatte er dem einst begehrten Eidam brutal durch seinen Sekretär schreiben lassen, war die Tochter tot. Marga selbst hatte ihren Vater nach der Verhandlung nicht wiedergesehen und auch nichts weiter von ihm gehört.

Vielleicht war das der empfindlichste Schlag von allen für Rolf. Es widerstrebte seiner vornehmen Gesinnung weit mehr, aus der ihm durch derart tragische Umstände zugefallenen Erbschaft seinen und Margas Unterhalt zu bestreiten, als es ihm peinlich gewesen wäre, selbst von diesem Schwiegervater eine Unterstützung annehmen zu müssen. Es kam, obgleich er energisch dagegen ankämpfte, nicht davon los, daß an dem Geld Blut klebte, vergossen durch die Hand seiner eigenen Frau. Das nagte an ihm, beeinträchtigte seine Tatkraft und beschattete sein ganzes Wesen intensiver als selbst die ewige Furcht vor dem Wiedererwachen der Vergangenheit.

Ob seine Frau die Liebloosigkeit ihres Vaters nicht empfand oder ob er ihr schon dermaßen fremd geworden, daß ihr nichts mehr an ihm lag, konnte der Freiherr nicht feststellen. Mit keiner Silbe erwähnte sie seiner, nie las er eine Frage, eine Verwunderung, von jenem nichts zu hören, in ihren Mienen. Sie mochte wohl, bei vielem anderen war das ja ähnlich, nicht daran zu rühren wagen.

Am wenigsten ahnte Rolf jedoch, daß Marga ihm gerade in bezug auf das Westernhagener Geld durchaus nachfühlte. Sie wußte, wie er über diesen Punkt dachte, ohne daß je ein Wort darüber zwischen ihnen gefallen wäre, sie merkte, daß er entschlossen war, gewaltsam einen Ausweg zu finden.

Von einer Reise aufs Gut — und solche Fahrten machten sich häufig notwendig — hatte er verschiedene Anweisungen und Informationen für Schenkungsurkunden mitgebracht, an deren Rand er Notizen machte. Die Papiere lagen eines Tages versehentlich herum — gleich darauf hatte er sie sorgfältig versteckt — aber sie hatte nichtsdestoweniger gesehen, weil ihre Augen für derlei geschärft waren, und die Bedeutung dieser Notizen war ihr sofort verständlich!

Ein anderes Mal hatte sie ihn beim Schreiben von Offerten auf angebotene überseeische Stellungen überrascht. Hastig waren die Briefe bei ihrem Eintritt in den Schreibtisch geflogen; zugleich hatte er sie unfreundlich angefahren. Natürlich empfand er diese Ungerechtigkeit im selben Moment als solche und wurde besonders freundlich zu ihr. Später brachte er ihr sogar herrliche Rosen mit.

Dankbar nahm sie die Blumen und erwähnte den Vorfall nicht weiter — den Eindruck, den der Vorgang auf sie gemacht hatte, konnte Rolf immerhin nicht verwischen, der blieb und bestärkte sie in ihrer Ueberzeugung: „Er kann von jenem Kapital, das er für Westernhagen bekommt, nicht mit mir leben, er will es fortgeben, an eine Stiftung verschenken, will von Grund auf neu anfangen".

Oh, er hatte nur zu recht! War es denn überhaupt zu begreifen, daß sie bisher nicht dran gedacht? Konnte, durfte sie einen Bissen von dem Brot essen, das von den Einkünften aus Westernhagen gekauft wurde?

Und eines Tages hatte sie sich denn auch so weit durchgerungen, sich einzugestehen: „Wenn ich nicht wäre, wenn Rolf sich von mir losgesagt hätte, könnte er getrost die ihm zugefallene Erbschaft behalten und mit gutem Gewissen auf der liebgewordenen Scholle sein Dasein beschließen." — Ihn traf ja keine Schuld.

Sie stand ihm also im Wege, zum Dank dafür, daß er sie wieder zu sich emporgezogen.

Nicht genug an dem seelischen Zwiespalt, sich mit ihr vor der Welt verbergen zu müssen, nicht genug an der Qual, nichts offen und ehrlich aussprechen zu dürfen, in einiger Angst, das Geschehene heraufzubeschwören.

Entbehrungen harrten seiner, ein schweres Ringen um die Existenz, ein Anfang, ganz ohne festen Untergrund unter den Füßen.

Wenn's glückte — — gut!

Wenn's aber nicht glückte, wenn er, den sie schon einmal aus dem Boden, in dem er wurzelte, herausgerissen, nicht mehr die Kraft hatte, sich durchzusetzen?

Wofür?

Welches Aequivalent konnte sie ihm für alles, was sie über ihn brachte, bieten?

Ein Herz, das sich geworben an der Erkenntnis, ein großes, reines Glück nicht gewürdigt zu haben! Ein Gemüt, das verbittert war!

Wahrlich, rein gar nichts konnte sie ihm geben — und er sollte ihr so unendlich viel opfern! War es nicht besser für ihn, sie störte seine Kreise nicht mehr, damit aufs neue Ruhe in ihm werden konnte, nun nachdem er Herr auf der eigenen Scholle geworden war?!

Ziemlich unvermittelt war diese Einsicht gekommen — — weinen wollte sie jedoch nicht wieder, nistete sich bei ihr ein und hielt sie gefangen.

Gewiß, Rolf liebte sie! Vielleicht würde sie ihm vorläufig fehlen. Wahrscheinlich mußte sie ihm sogar undankbar erscheinen, wenn sie ihn befreite, obwohl sie dabei lediglich an ihn dachte.

Doch was wollte das bedeuten!

Bressen hatte gesagt: Wahre Liebe ist nicht egoistisch, die will das Glück des anderen. Dem Sinn nach hatte es wenigstens so ähnlich geläutet!

Mochte Rolf immerhin falsch auslegen, was sie tat, desto leichter würde er sie verschmerzen, um so schneller würde er ins richtige Gleis kommen. Besser für ihn dieses rasche schmerzliche Ende als das dauernde Mißbehagen ohne Ende.

Ein Entschluß reifte in ihr und drängte zur Ausführung.

* * *

Rolf war wieder in aller Frühe nach Westernhagen gefahren. Marga lag im Bette und täuschte ihm vor, fest zu schlafen. In Wirklichkeit war sie schon lange wach und lauschte fieberhaft auf jede seiner Bewegungen.

Sie hörte ihn in der Wohnstube sich reisefertig machen, verfolgte jeden seiner Schritte, jedes Geräusch. Jetzt schloß er den kleinen Handkoffer, kramte eilig in einer Schublade — und jetzt ging er!

Die Tür klappte — — — es wurde ganz still.

Lautlos!

Nun hatte sie ihn zum letzten Male gesehen, nie wieder, nie mehr!

Zu Ende!

Eine Weile blieb sie liegen, ohne sich zu rühren!

Im Stockwerk über ihr schlug eine Uhr an, in tiefen, reinen Tönen. Acht Uhr! Der Zug setzte sich in diesem Augenblick sicher in Bewegung!

Es war Zeit!

Frau vom Thal klingelte dem Mädchen und schickte Marie mit einer Besorgung nach dem entgegengesetzten Ende der Stadt. Dann stand sie langsam, mit müden Bewegungen auf und kleidete sich an. Nachlässig und gleichgültig gegen ihr Aeußeres. Auf Fußspitzen, als fürchte sie, einen Schwerkranken aufzuschrecken oder gar einen teuren Toten im ewigen Schlummer zu stören, schlich sie ins Nebenzimmer, wo ihr Schreibtisch stand. Sie raffte ihren gesamten Schmuck zusammen, warf einen Mantel über und schickte sich an, das Haus zu verlassen. Plötzlich blieb sie stehen. Zu dumm, sie hatte ganz vergessen, daß sie eine Legitimation bei sich haben mußte.

Sie kehrte um und suchte. Dabei mußte sie aber denken: „Woher ist es nur möglich, daß ich in diesem Augenblick solche Nichtigkeiten beachte, nichts von diesen Nebensächlichkeiten vergesse? Warum packt mich nicht der Wahnsinn? Wie kann ich nur so ruhig und planmäßig handeln?"

Nach vielem Umherkramen hatte sie eine alte Steuerquittung gefunden, die sie zu sich steckte. Schnell huschte sie wie ein Dieb aus der Wohnung, die Treppe hinunter, die Straßen entlang bis zum nächsten Leihamt. Dort breitete sie ihre ganzen glitzernden Habseligkeiten aus und nahm, ohne zu überlegen und zu zählen, soviel man ihr bot.

Für das eine würde das reichen — und das andere war ja furchtbar gleichgültig!

Unterwegs kam ihr abermals eine ganz nüchterne Erwägung: „Die Kleider, der Mantel, die werden die Auffindung deiner Spur erleichtern. Er wird nach dir suchen lassen, wird forschen, und die Leute, die sich deines Aeußeren erinnern, werden ihm den Weg, den du genommen, bezeichnen können. Fort mit diesen Erkennungsmerkmalen, damit er gar nicht feststellen kann, wie du gekleidet warst, als du von ihm gingst."

Im nächstbesten Laden kaufte sie zusammen, was sie brauchte. Ganz wahllos!

Daheim zählte sie den Rest der für den Schmuck erhaltenen Summe. Die Hälfte mochte reichen, sie durfte ihm nicht mehr zurückgeben, als sie für sich von den Westernhagener Einkünften verbraucht hatte, das konnte seinen Stolz zu empfindlich treffen.

Und dann saß sie, nachdem sie sich in die neu gekauften Sachen gekleidet, vor dem Schreibtisch und setzte in ihren großen Schriftzügen die wenigen Abschiedsworte auf, die sie ihm hinterlassen wollte. Sie überlegte nicht weiter, sie setzte nicht ab .... sie schrieb. ....

„Mein lieber Rolf!

Die Tote und was mit ihr zusammenhängt, steht zwischen uns, und die Erinnerung an sie und an das, was geschehen, läßt sich nicht tilgen — durch nichts! Ich habe dich viel zu lieb, um dich in dem Kampf gegen die Erinnerung leiden, die Vergangenheit durch meinen Anblick täglich neu vor Dir erstehen zu lassen Ich verlasse Dich — und ich weiche gern, denn ich weiß, daß auch Du mich geliebt hast. Es macht mich glücklich, Dir, Du Herzensguter, und Deinem Wohl mich opfern zu dürfen.

Bewahre mir ein gutes Andenken und suche nicht zu ergründen, was aus mir geworden. Du wirst es nie erfahren. Den Betrag, den ich beifüge, nimm als Deckung der Kosten, die ich Dir verursacht habe, und zürne mir nicht, daß ich Dir die Summe zurückließe. Ersparе mir das kränkende Gefühl, Geld, selbst kurze Zeit, für mich verbraucht zu haben, das indirekt aus dem Besitz der Toten stammt.

Lebe wohl und finde Frieden,

Marga."

Flüchtig überflog sie die wenigen Zeilen, kuvertierte und adressierte sie und legte den Brief möglichst sichtbar auf Rolfs Tisch. Hier mußte er ihn gleich finden, sobald er aus Westernhagen zurückkam.

Ob er wohl sehr erschrecken, sich zunächst sehr grämen würde, der Arme?

Doch darüber konnte sie ihm nicht hinweghelfen, das lag schon außerhalb ihrer Macht.

Noch einmal betrat sie ihr Schlafzimmer und holte ein Bild aus einem Koffer, das sie vor etlichen Tagen ganz unten auf dem Boden versteckt hatte: Rolf in Uniform, wie er als Verlobte ausgesehen hatte.

Diese Photographie steckte sie zu sich — weiter nichts.

Darauf ging sie durch die ganze Wohnung, nicht mehr leise, scheuchend — fest und sicher. Sie ordnete an den Blumen, schob dies zurecht, rückte an jenem, legte den Drücker und den Hausschlüssel auf das kleine Eckbrett im Entree und — — — verließ die Wohnung wie zu einer ihrer täglichen Besorgungen.

Sie wandte sich auch nicht ein einziges Mal mehr um, rüstig schritt sie aus, immer weiter — — weiter — — weiter.

* * *

Jahre sind ins Land gegangen!

Der Assessor Sparring ist Staatsanwalt in einem ganz kleinen polnischen Nest. Man hat ihn sozusagen kaltgestellt, denn nach seinem Zusammenbruch im Köstertiger Gerichtssaal erfüllte er — nach Ansicht seiner Vorgesetzten — die einst auf ihn gesetzten berechtigten Erwartungen nicht mehr.

„Er ist pflaumenweich, der reine Rechtsanwalt, aber kein Vertreter des Staatsprinzips! Schade um ihn, er hat eben einen Knacks von damals zurückbehalten."

So sagen diese Vorgesetzten, sobald die Rede auf ihn kommt, und er wäre längst abgesägt worden, wenn er nicht von früher seines einstigen energischen Auftretens wegen manchen Stein im Brett hätte.

Der Kommerzienrat Feilner ist vor vielen Jahren plötzlich am Schlagfluß gestorben. Sein riesiges Vermögen erhielt ein Neffe, da er testamentarisch bestimmt hatte, seiner einzigen Tochter sollen die Mitgift und die für ihren Mann bezahlten Schulden als Pflichtteil angerechnet werden. Sie hat sich zudem trotz mehrfacher Aufrufe in verschiedenen der gelesensten Blätter nie gemeldet.

Von dem Schriftsteller Bressen spricht man in den Salons und literarischen Kreisen fast gar nicht mehr. Einige Freunde behaupten, er ringe mit einem Problem zu einer großen Arbeit, das zu meistern ihm nicht gelingen will. Das hindere ihn an anderweitigem, erfolgreichem Schaffen. Seine Gegner erklären dagegen achselzuckend, er habe sich einfach ausgeschrieben.

Herr von Meerenberg ist Major im Großen Generalstab und lebt in glücklichster Ehe mit seiner wegen ihrer entzückenden Liebenswürdigkeit allgemein geschätzten Frau.

Dicht an der russischen Grenze, im Memelschen, aber haust auf ausgedehnten Besitzungen ein einsamer Mann. Der Grundstock zu seinem Vermögen soll aus einer früheren Besitzung stammen, mit der es irgendeine sonderbare Bewandtnis haben muß. Sich ihm zu nähern ist ebenso aussichtslos wie der Versuch, ihn aus seiner Reserve herauszubringen. Er lebt ganz abgeschlossen für sich, nur der Bewirtschaftung seiner Güter, die wahre Musterbetriebe sind, sich zusehends unter seiner Verwaltung vergrößern und ihm horrende Revenuen abwerfen müssen.

Was er mit dem vielen Mammon anfängt, weiß man nicht recht, denn er verbraucht für sich nicht viel und ist durchaus nicht wohltätig. Daher wird auch allerlei über ihn gemunkelt, und er ist die geheimnisvollste und interessanteste Persönlichkeit des ganzen Landkreises, über die man auf Jagdfahrten und bei den sonstigen ländlichen Zusammenkünften gern ausgiebig klatscht.

Die einen erzählen sich, er habe eine Braut gehabt, die sei ermordet worden, und der trauere er nach. Die anderen wollen wissen, daß er in sehr unglücklicher Ehe gelebt und sogar in jungen Jahren einen Selbstmordversuch begangen habe. Sein Eheleben habe aus ihm einen derartigen Menschenfeind gemacht.

Die ganz Orientierten endlich, die den Posthalter seines Gutsbezirkes kennen und es von dem, unter dem Siegel strengster Verschwiegenheit, erfahren haben wollen, munkeln indessen: ihm sei die Frau durchgegangen, und er verwende sein ganzes erarbeitetes Vermögen, um sie zu finden. Unsummen — der Posthalter wenigstens behauptet es — sende er jährlich an Polizeibehörden, Detektivbureaus und ähnliche Institute.

Die Frau aber, die er so leidenschaftlich suche, die sei wahrscheinlich, meint der Posthalter, längst verdorben und gestorben! — —

Ende.

— Neidisch. Reservist (zu einem Zivilisten): Ein Ueberschreiben zur Landwehr gibt es für mich nicht, solange der Krieg dauert. Ich werde also während dieser Zeit nicht älter!

Alte Jungfer: O, wie sind Sie doch beneidenswert!

— Ersparnis. Du kannst mir während des Krieges die Hälfte vom Wirtschaftsgelde kürzen, Arthur. Ich erkenne deine Sparsamkeit an. Schatz, jedoch so bedeutend brauchen wir uns nicht einzuschränken.

Das tun wir auch gar nicht! Aber unserer Minna ihre Schätze stehen sämtlich mit im Felde!

— Schwerer Abschied. Kamerad: Ihnen als jungem Ehemann ist es gewiß besonders schwer gefallen, in den Krieg zu ziehen?

Reservist: Freilich! Eine halbe Million mußte ich im Stiche lassen!

— Ein Finanzpatriot. Maxe, ick hab' 'n Sechsa jefunden!

Mensch, wat machst'n damit?

Ick zeichne Kriegsanleihe!

— Modern. Nun, wie sind Sie denn mit Ihrer neuen Anna zufrieden?

Großartig, sage ich Ihnen; jetzt ist sie schon drei Tage da und hat noch nicht ein einzigesmal Ausgang verlangt!

Des Liedes Ende.

Skizze von Anna Burg.

Alexis Herter saß an seinem Schreibtisch und räumte auf. Da sah's wieder mal kunterbunt aus. Die Schubladen sperrten und ließen sich nur mit Gewalt öffnen, so vollgepfropft waren sie mit Zeitungen, Büchern, Manuskripten und Briefen. Und auf der schön gestrickten großen Schreibmappe lag alles wild durcheinander, Billets von Verlegern, goldgeränderte Einladungskarten, Rechnungen — alles, was die Post einem so nach und nach ins Haus wirft.

Alexis machte sich mit einem wahren Todesmut an's Aufräumen. Der umfangreiche Papierkorb füllte sich rapid. Eine Schublade nach der anderen wurde ihres Inhaltes entleert und dieser Inhalt mit nervösen Fingern und flüchtigen Blicken durchstöbert.

Gottlob, nun gab es Luft. Nun wurde wieder alles, was des Aufhebens wert schien, sorgfältig sortiert und in die verschiedenen Fächer geordnet.

Dann machte Alexis die Türe auf und rief hinaus:

„Mina — holen Sie den Papierkorb!"

Ehe der dienstbare Geist seinem Rufe folgte, glitt der Blick des Schriftstellers noch einmal prüfend über das mit zerknüllter Makulatur zum Bersten gefüllte Ungetüm. Oben auf lag ein vergilbtes Briefblatt. Das nahm er zufällig noch einmal in die Hand.

Es war beschrieben mit gleichmäßigen, hie und da durch eine Korrektur unterbrochenen Zeilen — Verse, die er selbst, Alexis, vor Jahren einmal gedichtet hatte.

Er setzte sich auf den Stuhl vor dem Schreibtisch und las die Strophen durch.

Dann ließ er die Hand mit dem Papier sinken, lehnte den Kopf an die Stuhllehne und schloß die Augen.

Er merkte nicht, daß die Magd den Korb holte und die Türe geräuschlos wieder schloß.

Seine Gedanken hatten sich plötzlich aufgemacht und waren ihm entflohen — weit — weit!

Er sah wieder das Mädchen vor sich, das seine erste Liebe gewesen; ein braunes Landkind mit dunkeln, seelenvollen Augen, langen schwarzen Zöpfen und bloßen Füßen.

Er sah wieder das weithin sich dehnende Weideland, über das er mit diesem Mädchen an der Hand gewandert war.

Er fühlte wieder die schwellende Seligkeit, die damals seine junge Brust erfüllt und die sich ergossen hatte in die Verse, die da auf vergilbtem Papier so seltsam fremd ihn anstarrten.

Damals war er ein Unbekannter gewesen, voll leidenschaftlichen Empfindens, und die Verse waren ihm aus feurigem Herzen geflossen. Heute gehörte er zu den „Literaten", schrieb geistreiche Essays, schön stilisierte Feuilletons, spannende Romane, aber keine Verse mehr.

Dort, wo seine Gedanken weilten, lag glutvolle Sonne auf poesiedurchfluteter Einsamkeit — da, wo sein Körper saß, umhüllten ihn die Schatten der Prosa, der Frost lügenhafter Alltäglichkeit.

Und er ließ seine Gedanken weilen auf dem Eiland der Jugend, bis sein müdes, blasiertes Gesicht von einem hellen Kinderlächeln beleuchtet wurde.

Er schrak zusammen, als die Türe aufgerissen wurde und eine farbenschillernde Gestalt wie ein Wirbelwind auf ihn zuflog.

Unter einem mit Rosen bedeckten Hut von ungeheuren Dimensionen sprühten ihm aus pikantem, gepudertem Gesicht zwei unruhige Augen entgegen. Ringgeschmückte Händchen faßten nach den seinen und ein Schwall von süßem Parfüm strömte ihm entgegen.

„Grüß Gott, Alexis. War ich lange fort? Hast du schon Mittag gegessen? Nein? Desto besser, dann essen wir zusammen. Ich war mit Mathilde bei Gerson. Sie hat sich ein Kleid gekauft — superb — sag ich dir; ein Gedicht von einem Kleid! Einfach reizend! Aber es steht ihr nicht, — sie ist zu gelb. Apropos, du — in der Friedrichstraße habe ich einen Hut gesehen — wie gemacht für mich. Ganz einfach — ohne allen Schmuck — nur mit Phantasieband garniert; — süß, sag ich dir. Und so billig! Nur zwanzig Mark. Den muß ich haben. Nicht wahr, Schätzchen, den kaufst du mir?"

Sie ließ sich schmeichelnd auf sein Knie nieder und umschlang ihn. Er sah ihr wie geistesabwesend in das lebenzuckende Gesicht.

„Schon wieder einen Hut," meinte er gedehnt, „das geht nicht, Kind. Ich habe dafür kein Geld!"

Sie schnellte empor und rief schmollend: „Niemals hast du Geld, wenn es gilt, mir eine Freude zu machen. Ich muß aber den Hut haben — ich muß. Ich habe schon mit Mathilde darüber gesprochen."

Sie stampfte mit dem Fuß.

Plötzlich fiel ihr Blick auf das zu Boden geglittene Briefblatt.

„Was ist das? Ein Gedicht? — Von dir?"

Ehe er es hindern konnte, hatte sie es aufgehoben und las es.

Ihr Gesicht verfinsterte sich. Ein förmliches Wetterleuchten zog darüber.

„Wem gelten diese Strophen?" rief sie. „Ist es möglich, du besingst eine andere? Du betrügst mich?"

Alexis sucht sie zu beschwichtigen.

„Du siehst doch, daß das Blatt ganz vergilbt ist. Es sind Verse, die ich machte, als ich noch keine Ahnung von dir hatte!"

„Warum hast du sie denn jetzt wieder hervorgeholt? Du hast eben, wie ich hereinkam, an die andere gedacht! Darum warst du so verträmt; gesteh es nur — in Gedanken hast du mich betrogen — gesteh' es, gesteh' es!"

Er zuckte unwillig die Schultern.

„Sei doch nicht so kindisch! Die Verse fielen mir zufällig in die Hände. Ich dachte mehr an die Zeit, da ich sie schrieb, als an die, der sie galten!"

„Also doch! Du dachtest an sie! Ich wußte es ja, daß du mich nicht mehr liebst. Ich merkte es schon lange, darum willst du mir auch den Hut nicht kaufen, — o, es ist schmählich — schmählich!"

Aufschluchzend stürmte sie hinaus.

Alexis seufzte tief. Er wußte wohl, seine Frau war schnell versöhnt, er brauchte ihr nur in bezug auf den Hut ihren Willen zu lassen. Zögernd öffnete er das verborgene Fach, das seine Kasse enthielt, und seine Stirn umwölkte sich noch mehr. Nein, es war nichts Ueberflüssiges da, schlimmer als das, es war nicht einmal das Nötige da.

Seine Frau mußte auf den Hut verzichten.

Er bückte sich und hob das Gedicht auf, das die Erregte im Zorn von sich geworfen.

Freilich, die schöne Stimmung von vorhin wollte nicht wiederkommen, wenn er auch die Zeilen noch mehrmals durchlas. Aber er sah, daß der Poem nicht schlecht war. Es konnte sogar für recht gut gelten, und eigentlich war es schade, daß es so recht niemanden gehen sollte.

Sorgfältig schrieb er es ab, steckte es in ein Kuvert und adressierte es an eine bekannte Redaktion.

Dann ging er hinaus, um sich endlich nach dem Mittagsbrod zu erkundigen.

Schon nach einigen Tagen erhielt er von der Redaktion ein Belegexemplar mit den gedruckten Versen, zugleich das Honorar — zwanzig Mark.

Das letztere legte er achtlos auf seinen Schreibtisch. Was war ihm in diesem Falle das Geld! Was ihm eine fast kindische Freude bereitete, war sein gedrucktes Liebeslied. Ja, er wunderte sich selbst, daß er sich so sehr darüber freute, viel mehr, als über seine bewunderten Feuilletons.

Wieder zogen seine Gedanken zu der Jugendgeliebten. Wenn er jetzt gewußt hätte, wo sie weilte, er hätte ihr das Gedicht geschickt, das er ihr einst auf einsamer Heide bei Mondenschein mit dem Pathos des Sechzehnjährigen deklamierte.

Sie würde dann wohl auch wieder seiner gedenken, ihre und seine Gedanken würden sich irgendwo im unendlichen Weltenraum treffen, ihre Seelen würden sich grüßen — — —

Als er am Abend von einem Ausgang zurückkehrte, trat ihm im Salon seine Frau mit strahlenden Augen entgegen. Auf dem Kopf trug sie einen Hut, den er noch nie gesehen, — etwas Duftiges, von zarten Farben Durchwobenes.

„Nun," rief die kleine Frau erwartungsvoll, „wie gefällt er dir?"

„Der Hut?" fragte Alexis, — in der Tat, er steht dir ausgezeichnet, aber woher?" — —

Da schlang sie ihm die Arme um den Hals und flüsterte ihm ins Ohr:

„Sei nicht böse; dort auf deinem Schreibtisch lagen zwanzig Mark. Ich dachte, weil du das Geld so herumliegen ließest, müßtest du welches übrig haben. Darum nahm ich das Goldstück und kaufte mir den Hut; nun sind wir aber auch wieder gut zusammen, gelt?"

Sie blickte ihm reizend schelmisch in die Augen. Alexis aber schlug ein Lachen an, ein seltsam höhnisches Lachen.

Etwas betreten fragte sie:

„Was hast du? Warum lachst du so?"

Er aber erwiderte

„Frage nicht, fordere keine Erklärung für dies Lachen, mein Herz, du würdest es nicht verstehen."

— Der erste Fall. Zwischen dem Ehepaar Müller herrscht auch ewig Zank und Streit. Ich glaube, die zwei waren noch nie ein und derselben Meinung.

O doch, neulich haben sie sich über ihre Scheidung geeinigt!

— Kindermund. Hänschen: Unser Vater hat ja aus Frankreich den Brief mit Tinte geschrieben!

Mutter: Warum sollte er denn das nicht?

Hänschen: Aber ich hörte doch vorhin, daß die Franzosen in der Tinte sitzen!

Für die Küche.

Apfelsinenreis. ½ Pfd. Reis wird mit kaltem Wasser auf das Feuer gesetzt. Sobald das Wasser kocht, gießt man es ab, gibt nochmals kaltes Wasser auf den Reis und läßt ihn ganz langsam beinahe weich kochen. Hierauf gießt man das siedende Wasser ab und überspült den Reis mit kaltem Wasser so oft, bis das abgegossene Wasser nicht mehr trübe ist. Von vier bis fünf Apfelsinen und einer Zitrone drückt man den Saft aus und läßt ihn mit ½ Pfund Zucker heiß werden, gibt den Reis sowie die Schale einer halben Apfelsine dazu, läßt alles auf heißer Stelle eine halbe Stunde gut durchziehen, nicht kochen, und nimmt die Apfelsinenschale heraus. Wenn die Masse erkaltet ist, gibt man ein halbes Glas guten Weißwein darunter, füllt die Speise in eine Glasschale und verziert sie mit gut gezuckerten Apfelsinenscheiben.

Rheinweingelee. ½ Pfd. Zucker wird mit 1 Pint Wasser, dem Saft einer ganzen Zitrone und etwas Zitronenschale, die man später entfernt, an heißer Herdstelle so lange ziehen gelassen, bis der Zucker geschmolzen ist. Nun gießt man 1 Pint Rheinwein und 2-3 weiße, aufgelöste Gelatine dazu, schmeckt nach Zucker ab, rührt alles gut untereinander und füllt es in eine mit Olivenöl ausgestrichene Form, die man nach dem Erkalten stürzt.

Pichelsteiner Fleisch (ein bayerisches Nationalgericht). Man schneidet ½ Pfund abgehäutete Rindslende oder sonst ein saftiges Stück Rindfleisch in zollgroße Würfel, belegt den Boden eines Deckeltopfes mit Rindsmark oder Nierenfalg und einigen Zwiebelscheiben und gibt darauf eine Lage Fleischwürfel, die man mit Salz und Pfeffer, gehackter junger Petersilie und etwas Sellerie-Kraut bestreut. Dann kommt eine Lage roher, in Scheiben geschnittener Kartoffeln, und so wiederholt man die Schichten in der genannten Reihenfolge, bis der Topf gefüllt ist. Die oberste Kartoffel- oder Fleischschicht wird mit Mark oder Fett belegt, zuletzt gießt man eine Schöpfkelle Fleischbrühe zu, schließt den Topf fest und dünstet das Gericht unter öfterem Umschütteln etwa ¾ Stunden, um dann alles zusammen aufzugeben. Man braucht für 3 Unzen Fleisch 6—8 Kartoffeln, 3 Unzen Mark, zwei Zwiebeln, drei Eßlöffel gehackte Petersilie und einen Eßlöffel gehacktes Selleriekraut.

Saure Linsen. Man wässert die gespülten Linsen und läßt sie über Nacht stehen. Am andern Morgen setzt man sie mit etwas Würfelbrühe oder nur mit Salzwasser und einem Stich Rindertalg zum Feuer und kocht sie weich. Dann gießt man die Brühe oder das Wasser ab, macht eine helle, dünne Mehlschwitze und zieht sie mit Essig oder Zitronensaft auf. Wenn dies kocht, gieße man vorsichtig so viel von der Brühe der Linsen an, als man zum Feuchtmachen des Gerichts braucht, gibt eine Prise Zucker und etwas weißen Pfeffer dazu nd richtet die Fleischpolster, die aus halb Schweine-, halb Rindfleisch, Semmel, Ei und Butter geformt und dann gebraten wurden, rund um die in der Schüssel aufgetürmten Linsen.

Winterendivien mit Senfsauce. Die gebleichten Blätter der Winterendivie verliest man und legt sie für ¼ Stunde in kaltes Wasser, damit der bittere Geschmack auszieht. Hierauf sind sie auf dem Brett in feine Streifen zu schneiden, in einem Sieb 4 bis 5 Minuten in heißes Wasser zu halten und mit kaltem Wasser wieder zu erfrischen. Zur Sauce werden 2 Teelöffel Senf mit 2 Eßlöffeln Olivenöl glatt gerührt, dies wird mit 2 Eßlöffeln Wasser, 2 Eßlöffeln Essig aufgefüllt, mit Salz und Zucker abgeschmeckt und 10 Minuten vor dem Anrichten gut mit dem Salat vermischt.

Tomato-Catchup. In einer Kasserole werden ca. 9 Quart Tomaten mit 1 bis 2 Teelöffel voll Salz ohne Wasser unter fleißigem Rühren 1 Stunde lang gekocht. Die durch ein Haarsieb gerührte Masse wird nochmals unter Zugabe von etwa ½ Quart fein gehackter Zwiebeln, etwas fein gebrochener Muskatblüte und etwas Salz zerkocht. Auf Flaschen gefüllt, dient es zum Würzen der Saucen und verleiht diesen einen pikanten Geschmack.

Ungarisches Rindfleisch. Man nimmt dazu ein Stück Speck und schneidet es fein, ebenso Petersilie, ein Lorbeerblatt und die Schale einer Zitrone und gibt alles in eine Kasserolle. Man dämpft es und fügt dann gute Stücke Rindfleisch, am besten von Lungenbraten, die man gekloppt, gesalzen und gepfeffert hat, hinein, streut etwas gestoßene Wachholderbeeren oder nach Geschmack etwas Paprika darauf und läßt das Fleisch, das man öfters umwendet, dünsten. Dann gibt man etwas geriebenes Brot, ein großes Glas roten Wein, einen Kaffeelöffel Kümmel darauf und dünstet fertig. Die Sauce wird passiert und mit dem Fleisch auf einer Schüssel angerichtet.